

SWR2 Essay

## **Die Macht der Schweinsblase**

Fußball – eine Feldforschung

Von Fred Bellmer

Sendung: Montag, 08. Juni 2020

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Michael Lissek

Produktion: SWR 2020

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter [www.SWR2.de](http://www.SWR2.de) und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:  
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/swr2-essay-podcast-104.xml>

---

### **Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

### **Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)

### **Die SWR2 App für Android und iOS**

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...  
Kostenlos herunterladen: [www.swr2.de/app](http://www.swr2.de/app)

(O-Ton englischer Kommentar Barcelona-Compostela, 12.10.1996

**https:**

**//www.youtube.com/watch?v=cVBudXVmgR8)**

I Ich selbst

Auch ich bin einmal in einem Fußballstadion gewesen, im Camp Nou nämlich in Barcelona, wo man die Anhänger culés nennt, Ärsche, weil das Stadion früher aus offenen Tribünen bestand und man von den Anhängern eben nur die Ärsche sah. Als ich dort war - am 12. Oktober 1996, um genau zu sein, der FC Barcelona spielte gegen Compostela - war das Stadion bereits für 100.000 Zuschauer ausgebaut, die Katalanen sahen gerne gut und bevorzugten die besten Plätze, ich saß weit oben in den beiden Ohren des Stadions und hatte einen wunderbaren Blick über die schöne Stadt... Unten aber, auf dem Rasen, ereignete sich Ungewöhnliches. Der brasilianische Stürmer Ronaldo Luís Nazário de Lima, kurz Ronaldo, geboren im schönen September 1976, erstocherte sich noch in der eigenen Spielhälfte gegen zwei energisch verteidigende Spieler den Ball und zog nach links. Ein weiterer, grimmig gestimmter Gegner eilte herbei, nun direkt an der Mittellinie, trat und traf den Stürmer einmal, zweimal, dreimal und hielt ihn am Trikot fest, ohne Erfolg. Der stolpernde Stürmer fing sich, zog an, stoppte dann abrupt und stellte kurz seinen Fuß auf den Ball: eine Geste wie ein großer Doppelpunkt.

Anschließend durchbrach er die Zange, die zwei Gegenspieler um ihn zu schließen versuchten, wie Parzifal, denn der Name Parzifal meint: Recht mitten hindurch, beschleunigte anschließend wie Usain Bolt, traf am Sechzehnmeterraum auf drei weitere Spieler, ließ den Ball, den er am rechten Fuß führte, kurz nach links verschwinden, um ihn flugs rechts wieder auftauchen zu lassen und eröffnete sich auf diese Weise gegen inzwischen fünf Gegenspieler jenen minimalen Freiraum, den er benötigte, um im Fallen den Ball am Torwart vorbei im Netz zu versenken. Eine bewundernswerte Kombination von Technik, Geschwindigkeit, Beweglichkeit, Rhythmusgefühl und permanentem Taktwechsel, als hätte wir die Partitur von Stravinskys ‚Sacre du printemps‘ vor uns. Statistisch gesprochen: Ronaldo benötigte 13 Ballkontakte, 34 Meter Laufweg, acht Gegenspieler und exakt zehn Sekunden bis zum Torschuss.

Gut erinnere ich das Bild des englischen Trainers Bobby Robson, wie er sich mit seinen beiden Händen an den Kopf griff, der es nicht fassen wollte. Bobby Robson war zuvor englischer Nationaltrainer gewesen und hatte schon einiges gesehen. Das allerdings noch nicht.

Und gut erinnere ich auch die allabendlichen Wiederholungen dieses außergewöhnlichen Spielzugs im Fernsehen und alsbald auch die Klagen der Abwehrspieler aus der Stadt des heiligen Jakob, man möge nun doch endlich auf weitere Ausstrahlungen verzichten,

der Leidensdruck werde zu groß. So nah liegen im Fußball Traum und Trauma.

Nun, was hatte ich gesehen? Ich hatte ein schönes Bild der Verwirrung gesehen, der Erregung, des Tumults, des Chaos, der Explosion und der Frenesie. Ich hatte gesehen, dass im Fußball das Wort ‚unmöglich‘ für einen Augenblick sein defätistisches Präfix „un“ verlieren kann und alles möglich wird. Wie aber, fragte ich mich, kommt diese Frenesie zustande? Was genau löst sie aus? Was machte diesen Spielzug so explosiv und was bedeutet das für das Fußballspiel im Ganzen? So entstand das folgende Gedankenspiel, das allerdings einen langen An- oder Vorlauf zu nehmen hat – so lang wie Ronaldos Zug zum Tor. Nur wird dieses Gedankenspiel leider etwas mehr Zeit in Anspruch nehmen. Ihre Geduld möge es sich also bequem und gemütlich einrichten. Ich danke Ihnen.

## II Das Fest

Womit, so fragte ich mich zunächst, assoziiere ich denn den kollektiven Rausch, die Erregung und den Tumult, den ein Fußballspiel auslösen kann. Und ich antwortete mir: Ich assoziiere die Frenesie mit einem besonderen Phänomen menschlicher Kulturen, und zwar mit dem Fest. Das ist sicher nicht besonders originell und liegt insofern aber auf der Hand, als ja die Spiele in frühen Zeiten tatsächlich noch in die großen religiösen Feste eingebunden waren, die die Menschen regelmäßig abhielten. Vergessen wir nicht, dass die olympischen Spiele ursprünglich im Rahmen der Feiern zu Ehren des Zeus und des Pelops abgehalten wurden, dass ihnen rituelle Reinigungen im Tempel vorhergingen, dass sie von Tieropfern begleitet waren und der siegreiche Sportler als vom Gott ausgezeichnet galt. Wenn aber tatsächlich das Spiel ein Teil des Festes und dadurch selber festlich ist, dann stellte sich die Frage: Was ist denn überhaupt ein Fest? Wodurch zeichnet es sich aus und wie lässt es sich bestimmen? Und die einfachste und zugleich plausibelste Antwort, die ich finden konnte, lautete: Das Fest ist vor allem anderen eine Unterbrechung. Eine Unterbrechung nämlich all jener alltäglichen Vorgänge und Handlungen, die unser Leben für gewöhnlich bestimmen und gemächlich vor sich hin laufen lassen.

Nun ist es immer ein aufschlussreiches Verfahren, wenn man einen Begriff bestimmen will, nach dessen Gegenteil, nach dem oppositionellen Term zu suchen. Und das Gegenteil zum Fest, so sagte ich mir und sagte mir der französische Philosoph Georges Bataille, das ist die Arbeit. Denn der Mensch ist vor allem ein Wesen, das arbeitet, ein Wesen, das sich für diese Arbeit mit anderen verständigt und das in der Lage ist, Instrumente zu entwickeln, um seine Arbeit effizient werden zu lassen. Wer arbeitet, der sorgt sich um sich und versorgt sich; der stellt her und der häuft an. Der Mensch ist also Mensch insofern, als er produziert, seine Produktion durch Sprache mit anderen koordiniert und durch Werkzeuge steigert und anhäuft; er plant gegen den Mangel. Damit aber unterwirft sich der Mensch der Zeit, insofern er Gegenstände oder Nahrungsmittel für eine Zukunft zurückhält, in der einmal Mangel herrschen wird; und er unterwirft sich der Zeit, insofern er eigene Wünsche, plötzliche Impulse, Bedürfnisse auf später verschieben muss, auf die Zeit nach der Arbeit. Wer arbeitet, der schläft nicht, der träumt nicht, der legt nicht die Beine hoch, der tanzt nicht und liebt nicht; wer arbeitet, der ist produktiv, heute auch gerne kreativ, der ist auf jeden Fall gut beschäftigt, der kommuniziert und verhält sich vernünftig. So ist er eben, der arbeitende Mensch.

Leicht einzusehen, dass die Welt des Festes dieser Welt des Alltags und der Arbeit deutlich gegenübersteht. Dafür – man denke nur an den Karneval - spricht natürlich der Rausch, der bei Festen herrscht und dafür gerne vernunftbestimmtes Handeln zu den ungeliebten Akten legt; dafür sprechen die Masken, dank derer sich der Mensch in seltsame Gestalten und Geister, in Tiere und Pflanzen, in andere Geschlechter verwandelt; dafür spricht die Musik, der Rhythmus, die Gesänge, dafür sprechen die Bemalungen, mit denen er sich schmückt, dafür sprechen die Tätowierungen und die aufwändigen Haartrachten.

Zwar hat auch das Fest seine Zeit, aber die Zeit des Festes ist eine Zeit, in der der Mensch die Zeit vergisst.

Und die gewöhnlichen Sorgen und Vorsorgen. Denn wer feiert, der häuft nicht an, der legt nicht zurück, der denkt nicht an Morgen, im Gegenteil. Wer feiert, der verbraucht und verschwendet, was er angehäuft hat, der zerstört seinen Überfluss, der verausgabt Gegenstände und der verausgabt Energie. Ich erinnere eine Wochenschau aus den 60iger Jahren. In einem spanischen Dorf errichteten Schreiner einen riesigen Berg aus all den Stühlen, Tischen, Schränken, die sie hergestellt hatten, in dem Jahr aber nicht verkaufen konnten. Diesen hölzernen Berg, diesen Überschuss ließen sie in Feuer aufgehen für nichts. Ohne Absicht, ohne Ziel, ohne Ertrag, vor allem ohne jede Botschaft und ziemlich fern der Vernunft. Ein beträchtliches Spektakel.

Wer aber in frühen Kulturen ein Fest feiert, der verschwendet nicht nur und zerstört, sondern verfolgt damit auch eine Absicht, die allerdings nicht auf den privaten Vorteil bedacht ist. Der kippt nicht das Getreide ins Meer, um die Preise am Weltmarkt stabil zu halten, sondern der zerstört Getreide, auf dass das Getreide für alle besser wachse; der feiert den toten König, auf dass der neue König regiere. Wer ein Fest feiert, der will die berechnende Welt der Menschen mit der unberechenbaren Welt der Götter in Kontakt bringen und aufladen; der will den Reichtum der Welt durch Verschwendung verschwenderisch halten.

So auch die Spiele; spielerisch verknüpfen sie Erde und Himmel. Jeder Kletterpfahl, hat der französische Denker Roger Caillois einmal angemerkt, ist noch eine Himmelseroberung, jedes Mühlespiel ein Labyrinthgang, jedes Schaukeln, so hat der seltsame Allesdenker Hans Jürgen von der Wense notiert, ist eine Weltraumreise, auch wenn wir es vergessen haben. In den Kinderspielen, im „Schwarzen Peter“ oder in „Himmel und Hölle“ lebt dieses Wissen abgesunken noch fort... Das gilt auch und besonders für die Ballspiele. „Jedes Ballspiel ein Sternenspiel“, lässt sich der eigenwillige Allesdenker Hans Jürgen von der Wense vernehmen, denn: „Der Lauf der Erde um die Sonne selber ist Ballspiel.“ Die Azteken feierten mit einem Ballspiel die Sonne, auf dass sie bei Kräften bleibe auf ihrem beschwerlichen Weg.

Sie brachten den Ball in einem Korb unter, denn das tut der Sonne gut, so gerahmt zu sein, das hält sie oben, ein Kreis im Kreis; das leuchtet ein. Der Sieger wurde übrigens anschließend in Ehren der Sonne geopfert... Und die kolumbianischen Uitoto veranstalteten ein Ballspielfest zu Ehren des Mondes, denn sie glaubten, dass der Mond die Bäume und Früchte erschaffe; und dass der Ball wie die Frucht am Baum zu schweben habe, damit sie wiederkämen und reiften. Deshalb spielten sie

den Ball mit den Händen und stießen ihn mit den Knien in die Luft. Er sollte nicht zur Erde fallen, denn was zur Erde fällt, das fault.

Das war ein Fest wert, und so erklärten sie einem Ethnologen: „So kommen denn die Leute ballspielen und wild essen und sich vergnügen, und wenn sie kommen, bringen sie den andern Früchte mit, und alle Menschen kommen, unsern Zauber zu sehn, unsere Seele, unsern Schatz, der immer so geblieben ist, seit Er ihn uns gab: den Ball.“ Das Ballspiel, ein göttliches Geschenk.

### III Einwand

Nun gut, werden Sie sagen, eine hübsche Paradiesgeschichte der Spiele erzählen Sie uns da, aber was hat das alles mit unserem Fußball zu tun, mit dieser Alliteration von Allianzarena und Adidasumsatz, Korruption und Kommerz, mit den horrenden Gehältern von Halbwüchsigen und den martialischen Rufen von Dickleibigen: „Wir wollen euch kämpfen sehen“? Habe ich zu hoch gepokert? Geht es im Fußball nicht viel mehr um eine Konkurrenzgesellschaft en miniature, um das Disneyland des Kapitalismus, um das Opium der Zukurzgekommenen? Oder um eine Selbstrepräsentation des Politischen, in der sich Berti Vogts auf Helmut Kohl reimt oder Jürgen Klinsmann auf die ökologische Erschließung weicher Restressourcen? Als Italien die Qualifikation für die Weltmeisterschaft verfehlte, titelte die Süddeutsche Zeitung: „Die Tragödie im Fußball spiegelt Italiens politische Tristezza.“ Ist der Fußball ein Spiegel der Gesellschaft?

Kann ein Fußball überhaupt ein Spiegel sein? Erklärt eine falsche Metapher die Faszination dieses Sports? Ist es so langweilig? Handelt man auf dem Spielfeld ethische Dilemmata aus, politische Sackgassen, ritualisch generierte Gruppenwärme, moralische Verhaltensregeln? Wann war Moral je tumultuarisch? Überlassen wir derlei Erklärungen den Fußballphilosophen und suchen weiter.

### IV Fußball und Fest

#### **Und machen uns klar:**

das Spiel, unser Fußballspiel, hat mit dem feierlichen Fest, aus dem es stammt, mehr Gemeinsamkeiten, als man zunächst annehmen mag. Beide sind nämlich bestimmt durch eine genaue Zeit, die außerhalb der Arbeit liegt, beide sind bestimmt durch einen umzirkelten Ort und durch einen festgesetzten Ablauf: Fußball ist ja nicht nur ein Spiel, sondern eine ganze Prozession des Auftretens, Wimpeltauschens, Durchspielens, des Abtretens und Verschwindens. Festlich sind zudem die Spieler in ihren farbigen Laibchen, die sie zu einem Clan zusammenschließen samt ihrer Totentiere und Totempflanzen und Totemfarben: die Geißböcke, die Lilien, die Zebras, die Colchonos, die Blaugranas. Dazu die obligaten Tattoos der Spieler und ihre gern auffälligen, sorgfältig ondulierten Haartrachten.

Und das Spiel selber ist so unproduktiv wie das Fest, denn auch das Spiel stellt ja nichts her, es produziert nichts, es schafft keine Werte oder Objekte; keine Tafel Milkaschokolade, kein Bahlsenkeks geht von hier aus hinaus in die Welt. Nein, dieses Spiel ist ein Ort der Unproduktivität, der Verschwendung, der exzessiven

Verausgabung von menschlichen Energien nämlich, und der Fußballtrainer Ottmar Hitzfeld drohte seinen Spielern einmal nachdrücklichst an: „Wer sich nicht verausgabt, der wird ausgewechselt.“ Das war wahrhaft festlich formuliert.

Teil des Festes sind aber natürlich auch all die, die kommen, um dem festlichen Spiel beizuwohnen, die Zuschauer also. Schon die Anfahrt zum Stadion, das ja gerne auch als Tempel, als Fußballtempel bezeichnet wird, löst sie aus der Welt des Alltags. Und gerne wird eine Zugfahrt zum Auswärtsspiel genutzt, um zwischen das Spektakel, das ansteht, und die Räume produktiver Beschäftigung, die man hinter sich lässt, eine Schneise der Verwüstung zu legen. Welcher Arbeiter würde sich je in ein T-Shirt mit dem Namen seiner Süßwarenfabrik auf dem Rücken kleiden oder sich mit dem Namen und der Nummer dessen schmücken, der in der vergangenen Woche die meisten Tafeln Schokolade verpackt hat? Auch schauen diese Zuschauer dem Spiel nicht träge zu wie einem Fließband oder diskutieren Probleme aus wie auf einem Elternabend, sondern beschimpfen und verfluchen, verwünschen und beschreien, was sie sehen.

Eine effiziente, zielorientierte, herrschaftsfreie Kommunikation ist hier nicht beabsichtigt. Überhaupt solle man dem Spektakel, so meldet sich wieder unser seltsamer Allesdenker Hans Jürgen von der Wense, „zusehn wie einem Indianerfest – als würden durch die Spiele die Jahreszeiten verbürgt, die Wiederkunft der Gestirne verbürgt, die Jahreszeiten erhalten.“ Denn im Spiel steht spielerisch alles auf dem Spiel.

Abgedichtet wird dieses Spiel – wie das Fest – durch zwar unnütze, aber doch klar bestimmte Regeln. Diese Regeln sorgen dafür, dass das Spiel nur für sich selbst da ist und nur sich selber meint, eine opake, kugelrunde Null. Denn das Spiel kennt kein Außen. Regeln sind nämlich keine Gesetze. Regeln kann man nicht verachten, man kann sich gegen sie nicht wehren, man kann gegen Regeln keinen Aufstand anzetteln wie gegen die Gesetze, die die wirkliche wahre Welt draußen im Zaum halten. Nein, Regeln kann ich nur besser oder schlechter erfüllen, geschickter oder ungeschickter anwenden. Ich kann sie aber nicht aufkündigen, weil ich dann nämlich das Spiel nicht mehr spiele, auf dessen Regeln ich mich mit anderen geeinigt habe. Wer die Figuren eines Schachspiels umstößt, spielt kein Schach mehr, wer ein Mensch-ärger-dich-nicht-Brett umwirft, der spielt kein Mensch-ärgere-dich-nicht mehr, der gewinnt nicht mehr, der hat noch nicht einmal verloren. Wenn also unser Allesdenker Hans Jürgen von der Wense einmal notiert: „Wenn ich sollte fussballspielen, würde ich sofort darauf ausgehen, sämtliche regeln zu durchbrechen, den ball unter den arm zu nehmen, um mit ihm davonzulaufen“, dann wäre das sicher eine sehr komische Performance Marke Buster Keaton oder ein trickreicher Ballraub, aber sicher kein Form des Fußballspiels.

Wie einer, der ein Kreuzworträtsel löste, indem er zufällige Buchstaben nach seiner Phantasie in die kleinen, leeren Kästchen schriebe, eben kein Kreuzworträtsel gelöst hätte – auch wenn dieses Verfahren ein sehr poetischer und absurder Akt sein könnte. (Diese Anmerkung ist Helge Schneider gewidmet.)

Auch die Zeit, in der sich das Fußball-Ereignis abspielt – diese in 2x45 unterteilten 90 Minuten – ist anders strukturiert als die Zeit, die im Reich der Werkstätigkeit

vorherrscht. Denn die Zeit gleichförmiger Arbeit läuft gleichförmig vor sich hin, sie soll vor allem weniger werden und endlich ausrinnen gemäß dem Pensum und der Anzahl all der lila Schokoriegel, die die Hallen nach ihrer Verfertigung zu verlassen haben. Die Zeit der Arbeit ist qualitätslos und zweidimensional.

Die Zeit des Spiels hingegen ist zunächst bestimmt vor allem durch ihre konzeptuelle Unabsehbarkeit. Sepp Herberger hat einmal ingeniös vermerkt: „Die Zuschauer gehen zu einem Fußballspiel, weil sie nicht wissen, wie es ausgeht.“

Denn dem Spiel geht nichts vorher und folgt nichts nach, es hat keine Vorzeit, kennt keine Vorgabe und hat kein Nachspiel. Alles ist offen und von Wünschen besetzt. Die Zeit des Spiels ist durchzogen von Intensitäten, deren Ströme sich nach einem Verlauf richten, der nicht vorherbestimmbar ist.

So kann ein Spiel eine konturlose Zeit erzeugen, die Zeit des Spiels kann sich aber auch verdicken, schrumpfen, sich ballen, explodieren – in den meisten Fällen wird sie sich gegen das Spielende hin immer weiter komprimieren und zugleich in kleinste Einheiten zerfallen. Die Zeit des Spiels verläuft nicht kohärent, sondern schroff, sprunghaft, in einem ständigen Auf und ab.

Taktiert wird die Spielzeit denn auch von Schreien und Flüstern, von Staunen, Entsetzen, von Furcht und Hoffnung, von all den deiktischen Ausrufen wie: „Sieh da“, oder: „Das kann doch nicht sein!“ - und es ist doch, oder „Bitte jetzt“, aber nichts geschieht: Druckwellen der Erregung, akustische Hohlformen des Spiels. Die Spielzeit ist eine Zeit, die dem kairos, dem rechten Augenblick, bis zum Ende hin offen bleibt, dem immer möglichen Umschlag von Glück in Unglück oder von Unglück in Glück. Eine Zeit, die in den letzten Minuten in unendlich kleine Einheiten zerlegbar ist. Nichts schlimmer als die Kommentatoren – ihnen sei eine eigene Hölle in Dantes ‚Inferno‘ vorbehalten –, die bereits gefühlte Stunden vor Abpfiff ihr beschließendes „vermutlich der letzte Angriff“ herunter beten, als sei alles bereits entschieden und zu Ende. Weit gefehlt. Denn die Zeit ist im Fußball ein Achill, der die Schildkröte des Begehrens nie einholen wird. Bis –, ja bis der schwarze Mann, der auf die Einhaltung der Regeln achtet, abpfeift, die Lichter ausgehen und das Spiel beendet ist.

Dann allerdings auch ganz und gar, denn nichts im Spiel ist widerrufbar, kein Tor kann in die Fabrik zurückgerufen werden wie ein Auto mit falsch eingebauter Bremse oder manioulierter Abgasanlage. Auch würde es keinem Arbeiter einfallen, während der Arbeit zu singen, dass kein Tag so schön sei wie der Tag heute; das geschieht nur im Stadion vor Ort. Die Zeit heute aber, das ist die Zeit des Festes.

Nicht anders verhält es sich mit dem Terrain des Spiels, dem Spielfeld. Denn dieser Spielraum ist kein Raum der Produktion oder Regeneration, er ist nicht durch Straßen mit anderen Räumen verknüpft, die nur zusammen ein soziales Gefüge bilden; hier herrschen die Laufwege vor wie im Unterholz. Das Stadion ist ein Ort außerhalb der Orte, ein Außer-Ort.

Das hat das Stadion mit anderen in sich geschlossenen Geländen gemeinsam, mit dem Friedhof etwa und vor allem mit dem Park, den ja einige Stadien noch in ihrem

Namen tragen: Hyde-Park, Queens-Park. Der Park aber ist der säkularisierte Nachfolger des locus amoenus, des heiligen Hains, den ich nur mit festlichen Gewändern betreten darf und vor dessen Betreten ich mich bekreuzige, wie ja auch Fußballspieler gerne tun. „Unsere Sportplätze sollen wieder wie tlachtli der Azteken von Norden nach Süden liegen“, fordert auch unser seltsamer Allesdenker Wense, denn „sie sind heilige Bezirke... geliebt, wenn auch der Sinn uns verblich.“

Daraus erklärt sich der geradezu mythische Nimbus, der im Fußball dem Platzwart zukommt: Er sorgt für die paradiesische Optimalität des Geläufs, er hält mit seiner magischen Nagelschere den Rasen in perfektem Zustand – eine Art Oase ohne Palmen. Wie wunderbar die Rasensprenger vor dem Anpfiff, mit denen das Spiel noch die Vermählung von Erde und Wasser feiert... Am Rand des Feldes finden wir junge Epheben, die unbedingt BallJUNGEN sein müssen, weil sie in die Geheimnisse und Praktiken des Clans noch nicht eingewiesen sind und ihre ludische Geschlechtsreife noch aussteht.

Die Aufgabe der Balljungen aber ist es, den Ball wieder an die Stelle zu bringen, an der er das durch weiße Kreide markierte Spielgelände verlassen hat. Was darauf hinweist, dass dieses ebene und flache Rechteck, auf dem gespielt wird, seltsamer Weise von imaginären Mauern umgeben ist, die den Ball immer wieder ins Spiel zurücktropfen lassen; ein Vorgang, der als „Einwurf“ bezeichnet wird und leicht zu übersehen ist. Gerade er aber, der Einwurf, belehrt uns abermals darüber, dass dieses von unsichtbaren Mauern umgrenzte Spiel kein Außerhalb kennt, keine Gesellschaft, keine Moral, nur die Regeln und ihre geschickte Erfüllung. Denn würde es einem Spieler einmal einfallen, den Ball mit voller Absicht nicht zurück ins Spielfeld, sondern ins Publikum zu werfen, dann würde die Wand einbrechen.

Das wäre dann kein Spiel mehr, sondern die perfekte Publikumsbeschimpfung, die besagen würde: „Ihr seid das Ereignis.“ (Die letzten Sätze sind Peter Handke gewidmet.)

Der Platz selber ist von erfreulicher Gleichmäßigkeit, weist aber gleichwohl einige Auffälligkeiten auf, die erklärungsbedürftig und bedeutungsmächtig sind. Denn am Ende beider Spielfelder befindet sich ein durch zwei senkrechte Pfähle und einen waagerechten Balken gezimmertes Tor, das in der ersten deutschsprachigen Regel-Sammlung 1874 noch als „Mal“ bezeichnet worden ist. „Das Tor steht in der Mitte“, hat Franz Beckenbauer einmal unwiderlegbar definiert. Hier hinein den Spielball zu befördern, entscheidet über Sieg und Niederlage des Spieles. Das Tor ist also eine Art Loch oder Leck im Kontinuum des fußballerischen Feldes. Tatsächlich weist schon das Wort „Mal“ darauf hin, dass es sich hier um einen ausgezeichneten und hervorgehobenen Punkt im gleichförmigen Gelände handelt, und die Bezeichnung als „Tor“ erlaubt uns, den prekären und gefährlichen Zustand zu verstehen, den dieses markante Zeichen umrahmt.

Das Tor ist nämlich in der Kulturgeschichte ein sehr gut codiertes Zeichen und vor allem eins: Es ist höchst ambivalent. Das macht das Tor so attraktiv, aber auch so beängstigend.

Denn jedes Tor – man denke etwa an ein Stadttor, muss ja auf der einen Seite denjenigen durchlassen, der dazu berechtigt ist, es muss also offen sein, und zugleich muss es denjenigen aussperren, der unbefugt ist, es muss also zugleich undurchlässig sein können. Deshalb wird das Tor buchstäblich oder metaphorisch eben da verwendet, wo gefährliche Übergänge stattfinden: Geographisch zwischen Land und Land, lebensweltlich zwischen privat und öffentlich, lebensgeschichtlich zwischen Jugend und Erwachsenenalter, sozial zwischen initiiert und nicht initiiert. In einigen Kulturen heißt denn auch der heikle Übergang, der einen Initianden zu einem Mitglied der Gemeinschaft macht: „Gang durchs Tor“, und die Ndembu durchschreiten ein hölzernes Tor, um den Uneingeweihten zu einem Eingeweihten zu machen.

Auch die abendländische Gesellschaft besitzt ein nicht minder heikles Tor mit kaum zu überschätzender Bedeutung, und das ist das Kirchentor; es trennt einen Zustand der profanen und unreinen Alltagswelt von dem reinen Raum einer heiligen Begegnung. Und um diesen äußerst heiklen und gefährlichen Übergang zu regeln, finden wir an den Kirchenportalen eine erstaunliche Mischung von Heiligen und Dämonen, von Evangelisten und zähnefletschenden Monstern:

Die einen dafür bestimmt, den zu beschützen, der gläubig eintreten möchte, die anderen, um den abzuschrecken, der frevelhaften Zugang sucht.

So versammelt das Tor eine ganze Reihe von oppositionellen Beziehungen in sich: durchlässig / undurchlässig; zugehörig / nicht zugehörig; privat / öffentlich; eingeweiht / uneingeweiht; initiiert / nicht initiiert und, religiös besonders wichtig: rein und unrein.

Es ist nicht schwer abzusehen, worauf ich hinaus möchte. Und sicher erscheint es häretisch, das sakrosankte, skulptural überhöhte und eingefasste Kirchentor mit dem fast provozierend primitiven, ganz und gar schmucklosen Fußballtor auch nur in einem Atemzug zu nennen; gleichwohl setzt sich hier zweifellose doch eine Art Restmagie fort. Denn gerade das Fußballspiel hat ja einen Spezialisten, dessen primäre Aufgabe es ist, das Tor seiner Mannschaft zu hüten und zu bewahren und gegen fremde Zudringlichkeiten zu verteidigen: der Torhüter. Er gleicht den Schutz- und Schreckfiguren an den Portalen der Kathedralen. Vergessen wir ebenfalls nicht, dass der große Torhüter Toni Turek zwei Beinamen trug: Teufelskerl und Fußballgott. Und auffällig auch, dass gerade der Torhüter, der für nichts als die Bewachung des Tores zuständig ist, einen Sonderstatus einnimmt.

Als einziger Spieler nämlich ist er auffällig abweichend gekleidet; und als einziger Spieler darf er den Ball auch mit der Hand am Eindringen ins Tor hindern – mit allem also, was er hat.

Seine Aufgabe ist es, jede Beschmutzung seines Tores, seiner Hütte oder Bude zu unterbinden, oder anders gesagt: seinen Kasten möglichst durch gloriose, strahlende Paraden „sauber zu halten“, wie es so heißt. Damit beerbt der Torhüter natürlich eben jene Opposition des Tores, die genuin religiös besetzt ist, die von rein und unrein. Deshalb, weil er für das Reinhalten seines, sagen wir es unumwunden: Heiligtums zuständig ist, trägt der Torhüter auch riesige Handschuhe, externalisierte Besen gewissermaßen, die ihn bei seiner Aufgabe unterstützen. Und deshalb spielte

– zumindest vor dreißig Jahren noch – direkt vor ihm ein Spieler, der als „Ausputzer“ bezeichnet wurde, ein Saubermacher, und dessen Aufgabe es war, gefährliche Webfehler in der Abwehr „auszubügeln“. Vor ihm der Vorstopper oder Staubsauger. Das sakrale Reinigungsgewerbe beherrscht hier auffällig die Sprache.

Direkt vor dem Tor nun finden wir zwei in sich geschachtelte neue Räume, die ihrerseits durch Kreide gut markiert sind. Sie zeigen an, dass der Raum des Spielfeldes gegen das Tor hin an Bedeutung und Gefahr zunimmt, und zwar in doppelter Weise.

Da ist zum einen der Sechzehnmeterraum, in dem nicht nur die gefährliche Kompression des Geschehens zum Tor hin sich anzeigt, sondern in dem sich auch die Sanktionen ändern, mit denen Vergehen gegen die Regeln sanktioniert werden. Dieser Sechzehnmeterraum heißt deshalb eigentlich Strafraum; etwas Verbrecherisches schleicht sich ein ins Spiel.

Wie sich die Zeit gegen ihr Ende hin komprimiert, so also auch der Raum: Er wird je gefährlicher und verbrecherischer besetzt, je mehr sich der Angreifer dem Tor nähert; wie er umgekehrt je mehr der verteidigenden Mannschaft als höchster Wert gilt, je mehr das Tor belagert wird. Erhöht wird die Gefahr nun eben dadurch, dass ein Regelverstoß der verteidigenden Mannschaft mit einem Elfmeter oder Strafstoß geahndet werden kann – einem Torschuss, an dem kein Gegenspieler den Ausführenden hindern oder ihm im Wege stehen darf. Der große Fußballspieler Alfredo di Stefano hat einmal sehr luzide angemerkt, dieser Vorteil sei so groß, dass der Ausführende nach erfolgreichem Abschluss, statt zu triumphieren, sich bitte schamhaft abwenden solle.

Zum anderen finden wir innerhalb des Sechzehnmeterraums und unmittelbar vor der Torlinie noch den sogenannten Fünfmeteraum, einen Schutzraum für den Torhüter.

Denn, um nochmals Franz Beckenbauer zu zitieren: „Im 5-Meter-Raum darf der Torwart nicht angegangen werden. Da ist er eine heilige Kuh.“ So sehr partizipiert der Torhüter an der Heiligkeit des Raumes, den er bewacht. Es dürfte kein Zufall sein, dass der 5-Meter-Raum mit seinem Berührungsverbot an den pronaos, an den Vortempel erinnert, der im griechischen Tempelsystem dem naos, dem dunklen Raum mit dem heiligen Bild der Gottheit, zuvorlag.

So verschachteln sich ineinander ein bedrohlicher Raum der wachsenden Gefahr und des Verbrechens und ein Raum des wachsenden Schutzes und des göttlichen Beistandes. Dass im Spiel allerdings der Raum der Gottheit leer ist und da ein Netz hängt, wo einmal das goldene Bild des Gottes stand, verweist auf die Schonung, die der Mensch im Spiel den heiligen Dingen gewährt, aber auch auf den absehbaren Tod Gottes, den Nietzsche 13 Jahre nach der Erfindung des Fußballspiels diagnostizieren wird.

Dieses also leere Heiligtum wird nun von weiteren, allerdings mobilen Schutz- und Grenzlinien umgeben und gesichert. Da ist zum einen die Mauer, die die Defensive bilden darf, wenn ein Freistoß gepfiffen worden ist. Und da ist das Abseits, eine

schwierige Regel, die besagt, dass kein Spieler sich hinter dem letzten Verteidiger aufhalten darf.

Sein einziger Sinn besteht also darin, zu garantieren, dass jeder Angriff vor dem Torschuss eine Abwehr-Grenze überwunden haben muss und dadurch ein eingeballter und gestauter, ein explosiver Akt bleibt. Oder umgekehrt, dass die verteidigende Mannschaft den unbetretbaren und verbotenen Raum durch das Abseits immer weiter in das eigene Spielfeld hinausschieben kann; das Abseits, so hat Jorge Valdano einmal angemerkt, ist ein Abgrund. In ihn sich zu stürzen, das ist die Passion des Angriffs.

### **Nun, halten wir fest:**

Das Fußballspiel definiert sich, wie das Fest, durch festlich gewandete Spieler, durch erregte Zuschauer, durch eine intensive Zeit, durch einen von Energien durchzogenen Raum und durch spezifische Regeln, die das Spiel aus dem Reich stetiger, aber träger Arbeitsamkeit herauslösen. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht das gut bewachte, auf Reinheit geeichte Tor, die heilige Hütte. Wer es schafft, in diese Heilige Hütte einzudringen und sie zu erobern, der hat ein Tor erzielt. Und wer mehr dieser Tore geschossen und das gegnerische Heiligtum häufiger erobert hat als der Gegner das eigene, der hat das Spiel gewonnen. Das ergibt ein Fest.

Sicher ist diese Struktur auch anderen Ballsportarten nicht fremd; im Fußballspiel wird sie allerdings auf sehr besondere Weise weiter spezifiziert und dadurch, fast möchte man sagen: auf den Begriff gebracht.

Das wird durch die beiden Nomen angezeigt, die dieser Sport im Titel führt, also durch die beiden Wörter „Ball“ und „Fuß“. „Das Geheimnis des Fußballs ist ja der Ball“, hat Uwe Seeler clever erkannt, und Karl-Heinz Rumenigge wurde in einer klaren Stunde deutlich: „Fußball ist barfuß möglich, aber nicht ohne Ball.“

Was also hat es mit diesem Ball auf sich?

Nun, die Uitoto etwa stellten ihren Ball aus Kautschuk her, und sie taten das, weil Kautschuk ein Stoff ist, der aus den Bäumen gewonnen wurde, um deren Fruchtbarkeit sie spielten – eine metonymische Magie verband Ball und Baum oder, wie bei den Azteken, Ball und Sonne. Andere Kulturen füllten ihren Ball mit Federn oder Haaren, damit er schwebte und den Boden nicht berühre. Für unseren Allesdenker Hans Jürgen von der Wense ist der Ball deshalb eine Art Kontinuum, ein Behälter aller Vermögen und Möglichkeiten. Wense schreibt: „Das Leben ist Ball, zusammengeballt im Ei, in der Keimzelle, worin alle Fähigkeiten vereint u. Zusammengedrängt (sind).“

Das allerdings ist im Fußballspiel doch beträchtlich anders, denn vergessen wir nicht, dass der Fußball selbst, diese einstmals dunkelbraune, springlebendige Kugel hergestellt war aus der Blase jenes rosaroten Rüsseltieres, das sich so gerne im Schlamm suhlt und als grundsätzlich unsauberer Tier die cleanen Kulturen des Abendlandes so nachhaltig beunruhigt hat: das Schwein.

Der erhabene Sonnenball der Azteken, der schwebende Mondball der Uitoto wird im Fußball zu einer schweinischen Angelegenheit. Denn nicht nur ist das Schwein eben das Tier, das verbal das Maximum von Verachtung und Niedrigkeit aufruft und als effektivster Schimpfwortgeber im Lexikon der Zivilisation seinen Platz gefunden hat.

Und der Fußball wird, schlimmer noch, aus eben dem Organ des freundlichen Vierbeiners gewonnen, das nun seinerseits als das Organ der Unreinheit, Unsauberkeit und Niedrigkeit schlechthin gilt: aus der Blase des Schweins also, ursprünglich mit einem Knoten geschlossen und von zerschnittenem und vernähtem Tierleder eingefasst. Vom Schweinischen also das Schweinischste, das ist der Fußball. Was uns erkennen lässt, dass dieser Sport es nicht mit den himmlischen Gefilden hält, dem Wachsen und Gedeihen, sondern mit den düsteren und schmutzigen Gottheiten der Erde und des Auswurfs, ein schwarzes Fest im sauberen Götterhimmel der Sportarten. Auch wenn der Ball heute aus Titansilbermanganoxyd hergestellt sein mag, von seinem schweinischen Ursprung wird er sich nicht reinwaschen.

Diese also unappetitliche, unsaubere, verworfene Kugel wird nun, als sei es des Niedrigen noch nicht genug, mit eben dem Fuß verknüpft, der die Kugel ins Netz zu treten hat. Der Fuß aber, das ist leicht einzusehen, steht im Opposition zur Hand, die im Laufe der Evolution frei geworden ist für die Arbeit, für das Halten und Verfertigen von Waren, Werkzeugen und Waffen, für das Festhalten des Flüchtigen, auch für das Schütteln einer anderen Hand. Ein soziales, ein produktives, ein nützliches und ehrenwertes Mitglied der Gesellschaft, das ist die Hand.

Ganz anders dagegen der Fuß.

Festhalten und greifen kann er in der Regel nichts, er kann auch nichts herstellen, man kann mit ihm nicht Guten Tag wünschen. Statt sich anständig zu benehmen, lungert er in Staub und Dreck herum. Und er partizipiert auf seine Weise ebenfalls an der Verachtung, die das Schwein getroffen hat. Ernst Jünger hat nämlich einmal darauf hingewiesen, dass das romanische ‚pied‘ für Fuß sich vom ‚p‘ herleitet, von einem Verachtlaut also. Pfui und Fuß liegen offensichtlich so nah zusammen wie Bein und Ball.

Georges Bataille hat 1929 in einem wunderbaren Essay über den „Großen Zeh“ diese Sonderstellung des menschlichen Fußes provokant herausgearbeitet. Während der Mensch nämlich mit dem Kopf gerne in den Himmel dränge und sich in seinen hehren Gefühlen und Ideen gefalle, erinnere ihn sein Fuß bisweilen daran, dass er immer noch im Schlamm stecke und in einer permanenten Bewegung des Auf und ab gefangen sei, die ihm seine menschliche Miserabilität nachhaltig vor Augen führe.

Deshalb strafen, so Bataille, die menschlichen Kulturen den Fuß mit Verachtung, unterwürfen ihn unterschiedlichsten Martern und Verkrümmungen und umgäben ihn mit Verboten der Entblößung und Geboten der Verhüllung.

Außerdem schockiere besonders der große Zeh den Menschen durch seine seltsame Unförmigkeit und löse im Menschen, sehe er ihn sich genau an,

Turbulenzen aus wie die Organe unter dem Blütenweiß seiner Haut mit ihrem Grummeln, ihrem Pulsieren, ihrem Gewühl, ihrem Schlingen und Verdauen. „Im Wettstreit menschlicher Launen und Ängste, Zwänge und Verirrungen ist es nämlich vorgesehen, dass die Extremitäten der Hände für geschickte Tatkraft und Charakterstärke stehen, die Extremitäten der Füße für Tumbheit und niederen Stumpsinn.“ Gibt es ein Körperteil, das im inneren Haushalt der abendländischen Kulturen dem Schwein entspricht, dann ist es nicht das Geschlechtsteil, sondern der Fuß.

Damit aber kommt die explosive Turbulenz des Fußballspiels in seiner Besonderheit endlich in den Blick: Im finalen Torschuss, der das Spiel entscheidet, geht es nicht allein darum, in das gegnerische Heiligtum einzudringen, sondern dieses Heiligtum zu beschmutzen, also eine Art spielerischer Tempelschänderei zu betreiben – ein maximal religiöses Verbrechen.

Diese Beschmutzung mag im Wesen aller modernen Ballsportarten liegen; aber im Fußballspiel kommt diese Orgie der Entweihung und Erniedrigung zu sich.

Das Fussballspiel zielt auf die maximale Beschmutzung eines sauberen, geschützten, verbotenen Raumes durch eine kleine, kackbraune Kugel, deren Inneres aus einer aufgeblasenen Schweineblase besteht und die mit dem verworfensten Körperteil des Menschen im gegnerischen Heiligtum versenkt wird, mit dem tumben, stumpfsinnigen, ungeschickten und unproduktiven Fuß. Welch ein Fest!

Diese Beziehung von Torschutz und Torschuß, von Reinheit und Beschmutzung, von glanzvoller Parade und entwürdigendem Abschluss aber kehrt nun im Aufbau des Spiels selber wieder. Die Defensive ist ohne Zweifel eine Macht der Ordnung und der Organisation. Das wird deutlich an den Bezeichnungen des Zusammenschließens, mit der die Defensive sprachlich ausgezeichnet wird. Gemeinsam bilden die Verteidigungsspieler eine Abwehrkette, einen Abwehrriegel, einen Abwehrverbund. Die zentrale Figur im Abwehrverbund ist der Abwehrchef oder Abwehrorganisator. Ihm zur Seite die Verteidiger, die einmal „Terrier“ hießen oder „Katsche“, oder hinter ihm Torhüter, die ihren Namen von alten, abgesunkenen Göttern erhielten, „Titan“ etwa, Sohn der Gaia und des Uranos, von Erde und Himmel – bissige Tiere, Muskelmänner und mächtige Giganten, die das Territorium absichern. Abwehrformationen heute gleichen eher der römischen Phalanx, die keinen Gegner attackieren, sondern einen Raum besetzen und umgrenzen.

Und die Abwehrreihen werden weiter von architektonischen Metaphern bestimmt, um neben der Verkettung die Stabilität des Verbundes zu unterstreichen; was auch wäre zugleich organisierter und abweisender als die Architektur, diese in Stein gebackene Ordnung. Deshalb ist gerne vom „Abwehrbollwerk“ die Rede, gar von einer „Abwehrfestung“. Die Defensive rührt bisweilen, wahre Maurer, gerne Beton an – ein Baustoff, der eine Druckfestigkeit von 200 Kilogramm pro Quadratmeter besitzt. Im Notfall wird auch ein zweigeschossiges mobiles Gebäude vor dem Tor abgestellt, der berühmte Bus, den die Abwehrspieler im Strafraum parken. Und auch, wenn die heutigen Maßeinheiten aus England importiert sind und also in inch ganz anders bemessen waren: Vielleicht ist es kein Zufall, dass sich unterstützend um das Tor herum klare Ordnungszahlen durchgesetzt haben: Die 1, die der Torwart trägt und

die so aufrecht im Raum steht wie er: eine Zahl, ein Baum; die 16 für den Sechzehnmeterraum, die aus vier mal vier besteht, den 4 Himmelsrichtungen, die ideale Ordnungszahl, und die 5 des Fünfmerraums, die in den fünf Finger wiederkehrt, in den 5 Büchern Mose oder im Pentagramm, das für Leonardo die ideale Proportion bedeutete und für Corbusier, der ja auch so gerne in Beton arbeitete.

Das Mittelfeld davor ist die Transitzone des Spiels, der Ort, an dem der Umschlag von der Verteidigung in den Angriff stattfinden soll, ein Scharnier zwischen Defensive und Offensive und an beiden beteiligt. Hier wird das Spiel entwickelt, hier werden die neuen Drehbücher entworfen wie in einem Film, der immer das gleiche Thema bearbeitet und doch mit den wenigen Grundelementen immer neue Szenarien entwirft; wie in einer Zeitung, die mit 26 Buchstaben unendlich viele Texte entwickelt, eine Art generative Transformationsgrammatik des Mittelfeldspiels. Hier herrscht deshalb der Mittelfeldregisseur oder der Mittelfeldredakteur oder der Mittelfeldstrategie.

Vom Mittelfeld aus formiert sich der Angriff bis hin in die Spitze, die Angriffsspitze. Seine Aufgabe ist klar. Der Angriff muss die Abwehrriegel durchbrechen, er muss die Ordnungen verstören und auflösen, er muss Chaos stiften. Sein Teil ist die überraschende Finte, die List. Der Stürmer, hat Jorge Valdano gesagt, ist ein Schlitzohr, ein Betrüger, der dem Abwehrspieler falsche Zeichen gibt in der Hoffnung, dass der die falschen Zeichen akzeptiert. Der Übersteiger ist ein Hütchenspielertrick oder ein barockes Ornament wie im Tango oder ein sinnloser, aber verwirrender Satz, der die Aufmerksamkeit lähmt. Der Angriff bildet auch keine Phalanx, sondern sucht Laufwege, die die Geometrie der Abwehr durchkreuzen. Er sucht nach den Rissen im Gemäuer der Abwehr, er reißt Löcher ins Bollwerk, ein Abbruchsunternehmen.

Der Stürmer ist nicht Chef eines Verbundes, sondern Mitglied einer Meute; nicht der Boss, sondern der Prolet, ein Wilddieb, ein Einbrecher, der das Abwehrsystem „knackt“ und den Abwehrriegel „aushebelt“.

Ein Krimineller auf Abwegen und mit Riecher, Torriecher für die günstige Gelegenheit. Von den „Killerfüßen“ eines Stürmers war jüngst zu lesen. Nicht zufällig steckt der „Schuss“ im Torschuss, der auch schon einmal „Granate“ genannt wird. Gert Müller wurde „Bomber“ genannt, Jürgen Klinsmann war ein Marodeur am Strafraumrand, Ronaldo ein Projektil. Aber eigentlich sind die Stürmer aus der Spezies der Safeknacker. Sie wollen keine Spuren hinterlassen, das liegt auf der Hand, das würde sie verraten. Valdano berichtet von dem südamerikanischen Stürmer Chueco Garcia, ein schlangengleich wendiger Linksstürmer, der einmal „mit schnellen, kurzen, unkoordinierten Schritten“ Richtung Tor gelaufen sei, „als würde er über glühende Kohlen laufen“, vier Gegenspieler aussteigen ließ und den Torwart dazu und ein unvergessliches Tor erzielte. Dieser Garcia sei umgehend, als man ihn habe umarmen wollen, zurückgelaufen und habe im Staub gescharrt wie ein Huhn. Als man ihn frug, was das bedeuten solle, gab er zur Antwort, er wolle seine Spuren verwischen...

Diese Opposition von Abwehr und Angriff mit dem janusköpfigen Mittelfeld dazwischen aber deutet endlich daraufhin, dass wir es im Fußball nicht einfach mit einem weiteren Ballfest zu tun haben, sondern mit einem Fest, in dem sich die Struktur des Festes selber verdoppelt.

Das Fußballspiel steht nicht schlicht im Gegensatz zur Arbeit, sondern nimmt den Gegensatz von Arbeit und Fest, von Ordnung und Unordnung, von Organisation und Eskalation, von System und Coup in sich auf. Hier wird nicht gemeinsam der Ball in der Luft gehalten, um ein schwebendes Gleichgewicht zu erzeugen wie bei den Uitoto; hier werden auch nicht, wie es Levi-Strauss von den Gahuku-Gama aus Neuguinea berichtet, so viele Fußball-Partien gespielt, bis endlich ein absoluter Gleichstand erreicht ist, so angenehm die Vorstellung einer spielerischen Deeskalation auch berührt. Nein, der agonale Charakter gehört zum Fußball und auch die basale Erniedrigung, die seine spezifische Form des Sieges darstellt. Zugleich aber vermeidet das Fußballspiel auch die direkte, buchstäbliche Aggression; hier sind nicht die Spieler das Ziel des finalen Schusses, wie im unsäglichen Völkerball, das Turnvater Jahn zur militärischen Früherziehung ersann. Nein, im Fußball wird eine symbolische Ordnung gebildet, um sie zu verkehren in maximale Konfusion.

Wenn hier aber kein reines Fest gefeiert wird, sondern die Beziehung von Fest und Arbeit selbst, dann könnte das erklären, warum dieser Sport in entwickelten kapitalistischen Ländern so populär geworden ist: weil die Arbeit als Gegenpart des Festes mitformuliert wird wie das Gebet im Fluch. Der Fußball löst sich nicht von der Arbeit, er führt ihre Erniedrigung vor.

Nun funktioniert heute, gut 20 Jahre nach Ronaldos Tor gegen Compostela, der Fußball nicht mehr so konfrontativ, so projektil wie zuvor. Der moderne Fußball feiert nicht mehr die Panzerknackerbande. Die Rationalisierungen ergreifen auch den Sport. Das Dogma vom Ballbesitz zeugt vom Einzug eines Spielverständnisses, das den Zufall und das Unvorhersehbare minimieren möchte; Zeitakkumulation als ökonomischer Extramehrwert. Das Aug in Aug weicht der Raumkontrolle, der Verengung der Spielräume, dem Zustellen der Passwege. Das Spielfeld ist in Rechtecke unterteilt, denen die Spieler zugehören wie ihrem Grund und Boden. Die Pflicht, nach Ballverlust zum Gegenpressing überzugehen, wird nach Sekunden bemessen. Die Spieler werden so multifunktional ausgebildet wie der Text in der Sprachtheorie von Roman Jakobson. Das Ideal aber ist das Videospiele oder die Totalansicht der Drohne.

Dagegen haben sich neue, postmoderne Angriffsstrategien entwickelt.

Die Offensive entdeckt den Reiz der Zwischenräume und das miniaturisierte Spiel auf kleinstem Raum; die Abwehrlinien werden nicht mehr durchbrochen, sondern zerschnitten oder an den Nahtstellen aufgeknüpft, Funktionen und Positionen werden verschleiert wie die falsche Neun, Aufbauhinien werden asymmetrisch abgesenkt. Kein Bomber mehr, sondern filigrane pathfinder.

Oder das Fußballspiel wird mit anderen Sportarten zu einem neuen Hybrid geformt, schon das Wort vom „Rasenschach“ sprach davon; Bälle werden durchgesteckt wie

im Basketball, von dem auch die Taktiktafel stammt. So entstehen Synkretismen, Echokammern, Symbiosen, synergetische Effekte. Ein englischer Reporter bezeichnete Messis Spiel als „kaleidoscopic football“, schön bemerkt. Selbst der Nukleus der postmodernen Ästhetik findet sich im Gegenwartsfußball wieder: das Zitat. So wiederholte Leo Messi einen spektakulären Spielzug, den Maradonna Jahre zuvor vorgeführt hatte, auf den Zentimeter genau und quasi in Anführungszeichen. Fröhliche Postmoderne.

Wie auch immer aber diese Rationalisierungen und Postmodernismen den Fußball durchdringen werden, sie dienen gleichwohl und in vollem Bewusstsein den drei goldenen Regeln dieses Sports: Der Durchbrechung der Grenzen, der Auflösung der Ordnungen und der Beschmutzung des verbotenen Heiligtums durch eine urinöse Schweineblase, die mit dem großen Zeh getreten wird mitten ins Herz der Finsternis.

So also mein Gedankengang, mein zu langer. Das Schlusswort aber – und ein Schlusswort muss immer auf ein paradoxes fröhliches Moll ausklingen – möchte ich gerne den Uitoto-Indianern überlassen und ihrem Hohelied auf den Ball, den sie als Kind ansahen und von dem sie unnachahmlich zu berichten wussten:

„Durch ihn sind wir lebendig. Wenn er nicht wäre, so wären die Leute traurig. Dieser ball ist unsere entzückung. Dann singen wir die gesänge, die „zauberer-bälle“, viele gesänge, und tanzen mit dem kinde wie schon der vater tanzte. Und sind nun die lieder gesungen und haben sich alle gestärkt an der seele, die in dem ball ist, in dem ball auf dem dorfplatz, und sie werfen ihn endlich beiseite, dann sind sie traurig.“

(O-Ton englischer Kommentar Barcelona-Compostela, 12.10.1996

**https:**

**//www.youtube.com/watch?v=cVBudXVmgR8)**

Weiterführende Literatur:

**Konrad Theodor Preuss:**

Religion und Mythen der Uitoto. Göttingen 1921-23.

**Georges Bataille:**

Der große Zeh (1919). Herausgegeben und übersetzt von Valeska Bertoncini. blauwerke Verlag: Berlin 2015.

**Siegfried Mendner:**

Das Ballspiel im Leben der Völker. Münster 1956.

**Roger Caillois:**

Die Spiele und die Menschen (1958). Frankfurt a.M. 1982.

**Jorge Valdano:**

Über Fußball. München 2004.

Hans Jürgen von der Wense: Unveröffentlichte Notizen aus dem Nachlass. UB Kassel.

(die weiterführenden Literaturangaben bitte im Online-Skript belassen)